Nr. 141. 2. Ausgabe. Auflage 100000 täglich. Sonntag, 24. Mai 1908.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 3397. Expedition Nr. 4571, Verlag 542.

Anzeigen:
...spaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte ..., für auswärts 30 Pf., für das Ausland 40 Pf. ... Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden ... 1 Mk., für auswärts 1,50 Mk. Bei Wiederholung und Jahresumsätzen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühr 25 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen, sowie sämtliche Annoncenbureaus im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen und -rabatten an.

Abonnement:
In Dresden und Vororten monatlich 60 Pf., pro Quartal 1,80 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1,95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Illustrierte Neueste" 10 Pf. oder mit der Beilage „Dresdner Fliegende Blätter" 15 Pf. pro Monat mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 79 Pf., pro Quart. 2,36 Mk.
„ B ohne Illustr. Beilage „ 69 „ „ „ 2,06 „
In Oesterreich-Ungarn:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1,56 Kr., pro Quart. 4,60 Kr.
Ausg. B ohne Illustr. Beilage 1,42 „ „ 4,25 „
Nach dem Auslande per Kreuzb. pr. Woche 1 Mk. Einz. Numm. 10 Pf.

Diese ...seitige Sonntags-Frühausgabe umfaßt ... der ...seitigen 1. Sonntags-Ausgabe zusammen ... Seiten. Roman siehe Seiten 21 und 22. Unterhaltungsblatt und Frauenzeitung Seiten 17 und 18. ...liste Seite 27. Standesamtliche Nachrichten Seite 29.

Dem König!

Der Geburtstag des Monarchen ist in der Mehrzahl der Staaten ein höfischer Festtag. Das gleiche geheime Wahlrecht hat auch in Berlin den Kaisersgeburtstag höchstens zum konstitutionellen Feiertag gemacht. Gewiß, die Schulen feiern, Festreden werden gehalten, Feiergesänge erschallen und kriegerische Musik. Man sieht — abwechselnd in der Reihe der Jahre bei Sonnenschein oder in Regen — altgoldbeschlagene Karossen und Diener darauf mit Allongeperücken die Linden hinauf- und wieder zurückfahren, und auch am Abend noch haben die Regimenter das Ihre ihres Anteils an dem Fest. Auch liest man ganz auf weiß hier und dort, es sei ein Volksfest. Aber alle Sympathien für den Kaiser können den Tag von seinem höfischen Gewande nicht freimachen, und dieses Gewand heischt weite Distanz ringsum.

In Sachsen ist Königs Geburtstag seit kurzem ein Volksfest. Dieser Charakter wird — so scheint es — von Jahr zu Jahr stärker ausgeprägt. König Friedrich August ist ein volkstümlicher Monarch. In seiner Residenz ist er jedem schon begegnet. In einfacher Uniform, im bequemen Zivil, ohne Feierlichkeit. Allein oder die blühenden Kinder neben sich. Ein König, dem man es ansieht, daß er sich wohlfühlt mitten im Volk. Ein König, der sich über einen Neubau freut, der ein schmuckes modernes Geschäft in einer belebten Straße mit Vergnügen betrachtet und dies Vergnügen mit einem Dutzend Volksgenossen teilt, ohne Mauer dazwischen. Und ohne Geheimpolizisten. Friedrich August von Sachsen ist ein König, der sich nicht besinnt, seiner Empfindung starke Worte zu geben. Und hat kein Bedenken, ein Wort der Entschuldigung offen zu sprechen, wenn seine Offenheit etwa verletzte. Wir haben's wieder gesehen im Falle Kühl. Das alles ist so ungesucht, so unvorbereitet, so absichtslos, wie des Königs Spaziergänge. Weil es absichtslos ist, und König Friedrich August ein populärer Fürst in unsrer Zeit. Die Popularität ist echt, weil sie ungesucht ist. In Sachsen ist Königs Geburtstag ein Volksfest.

Der König, der am Montag sein 44. Lebensjahr beginnt, will einig sein mit seinem Volk. Als er im Oktober 1904 in kritischer Zeit die Regierung antrat, begann für ihn eine Zeit des Prüfens. Das Resultat war eine Annäherung zwischen Volk und Monarch, die den herberen Charakter seines Vaters nicht möglich gewesen wäre. Die Berufung des Grafen Hohenthal drückte den Wunsch aus, die Wahlrechtsfrage zu lösen, die wie eine Scheidewand stand. Nach den Reichstagswahlen schien der Beweis geliefert, daß auch vom Standpunkt der Regierung gesehen Sachsen für das allgemeine, direkte Landtagswahlrecht ebenso reif sei wie die süddeutschen Staaten. Die Regierung verlangte dennoch Kautelen, schlug aber zum Teil direkte Verhältniswahlen vor, die entschieden annehmbar waren. An dieser Wahlrechtshälfte ankerten die besten Hoffnungen. Immer mehr, nachdem der Minister erklärt hatte, er sei bereit, die Kommunalverbandswahlen nach Möglichkeit abzuändern. Die Parteien, die heute noch aus der Königstreue ein Privileg machen, bestreiten in ihren alleruntertänigsten Parteiblättern denjenigen den vaterländischen Sinn, die unter diesen Umständen der Wahrheit die Ehre geben und feststellen, daß man über ein Kompromißwahlrecht nicht einig werden kann, das tausendmal schlechter und unpolitischer ist als der vom König gebilligte Gesetzentwurf. Was bringen die ollein „vaterländisch gesinnten", allergetreuesten Landstände nach ihrem „Unannehmbar" heute König und Volk? Den Torso eines unglaublich reaktionären Wahlrechts, um das sie sich noch streiten, das nur dem einen Gedanken sklavisch dient: „Wie erhalte ich mir unter allen Umständen mein Mandat?"

Graf Posadowsky sprach einst das Wort: „Wir müssen alle Opfer bringen." Auch dieser Gedanke, der immerhin deutlich vom Standpunkte einer konservativen Regierung zum Ausdruck kam, liegt denen fern, die an autokratischer Begabung nur von den Nobili Venedigs übertroffen wurden. Auch denen war der Staat ihr Staat, auch die nannten den „feinen Venetianer", der die Kluft überbrücken wollte, die ihren Sonderbesitz wie ein Wallgraben umgab. Dieses Frühjahr sollte die letzte Scheidewand zwischen König und Volk schleifen, oder doch so viel niederer machen, daß sie in Armeshöhe einander erreichten. Ein denkwürdiger Geburtstag. Er hätte der Geburtstag der sächsischen Konstitution, der Geburtstag politischen Lebens im Volke werden können. Die Herren sind nicht einmal über ihr Privatgeschäft einig geworden. Dem Drängen antworten sie mit Aufschub in den Herbst. — Vor ein paar Tagen hat ein so konservativer Politiker, wie Richard Nordhausen, im „Tag" erklärt, daß er dem Kompromiß als politische Arbeit das Mecklenburger Wahlrecht entschieden vorziehe, daß dieser Abgeordnetenentwurf ungerechter, plutokratisch härter, unsozialer sei als das Wahlrecht, das er ersetzen soll. Aber auf allerhand Kanälen gelangt zugleich seltsame Fracht in „liberale" Blätter, die in Sachsen keinen Bescheid wissen. Konnte man doch gestern in einer bekannten Berliner Zeitung die Darstellung lesen, Graf Hohenthal wolle sein reaktionäres Wahlrecht durchsetzen gegen das freiheitliche der Landtagsabgeordneten. Darin liegt System. Dasselbe, das diejenigen, d. h. mehr als drei Viertel des sächsischen Volkes, vaterlandsloser Umtriebe verdächtig machen will, die den vom König gebilligten Entwurf immer noch für unendlich volksfreundlicher und möglicher halten als das auseinanderfallende Interessenmachwerk zweier Parteien, die nicht laut genug warnen können vor der Leidenschaft andrer Parteien.

Der König ist, wie kein andrer Monarch, gewöhnt, sich täglich mitten in seinem Volk zu bewegen. Er hört morgen die Glückwünsche des Volkes. Möge er auch seine Wünsche hören, so viel künstliche Wände auch errichtet werden, den Schall in falsche Richtung zu leiten. Als der König einen neuen Minister berief, der die Wahlrechtsfrage lösen sollte, wußte jeder Politiker, auch der werde immer ein Konservativer sein. Die politische Erziehung, die traditionell konservative Abkunft waren selbstverständlich. Aber in dem Berufenen erkannte man das Wohlwollen, die ehrliche Absicht, die auch den König populär gemacht haben. Man sieht da Wege vom König zum Volk. Vom Volk zum König. Sieht einen konstitutionellen Weg, den zu sperren Sonderinteressen und ihren selbstsüchtigen Vertretern und all ihren feinen Künsten nicht möglich ist, solange das Wohlwollen auf beiden Seiten nicht vergiftet wird.

Und es ist unser starker, ehrlicher Wunsch, der Glückwunsch von Millionen Volksgenossen, daß das Wohlwollen gesund bleibe. Es trägt in seinem Schoße die Keime eines neuen, kräftigen Staatslebens. Der König erlebt an seinem Geburtstag nicht auch dieses Geburtsfest. Die Landboten, kein andrer, haben es in den Herbst verlegt und hoffen da auf ihre Erntezeit. Möge auch dieses Geburtsfest ein Volksfest sein. Das ist das Beste, was wir aus vollem Herzen dem König wünschen zu seinem Wiegenfest.

***

Ein neuer deutsch-französischer Zwischenfall in Marokko.

Aus Tanger wird der „Köln. Ztg." eine Meldung gedrahtet, die, wenn sie sich bestätigt, einen schweren Konflikt zwischen dem Deutschen Reiche und Frankreich herbeiführen muß. Die Meldung lautet:

* Köln, 23. Mai. (Priv.-Tel.) **Der Tanger-Berichterstatter der „Köln. Ztg." drahtete seinem Blatte, ihm werde bestätigt, daß der deutsche Schutzgenosse Bel Arbi von französischen Truppen im Zelte überrumpelt und erschossen worden sei. Die Tötung des Bel Arbi sei eine Bestrafung für dessen Beschwerden über französische Uebergriffe und gleichzeitig ein Versuch, die Richtigkeit deutschen Schutzes darzutun.**

Bel Arbi ist jener Schutzgenosse, Bevollmächtigter einer deutschen Firma, dessen Besitztum, wie wir vor einigen Tagen meldeten, ohne jeden Grund von den Franzosen geplündert wurde. Der Vorfall ist, wie wir ebenfalls meldeten, bereits Gegenstand der amtlichen Untersuchung durch das Berliner Auswärtige Amt. Der französische Oberkommandeur, General d'Amade, hatte das Vorgehen der französischen Truppen zu rechtfertigen gesucht und eine Entschuldigung abgelehnt. Neben diesem Falle Bel Arbi war aber zur gleichen Zeit bereits ein gleicher Fall der Verletzung des deutschen Schutzrechtes zu verzeichnen, wobei ein andrer deutscher Schutzbefohlener, der dem Kommandeur einer französischen Truppenabteilung ein Schreiben des deutschen Konsulats zu überbringen hatte, mißhandelt und das Schreiben des deutschen Konsuls angegriffen wurde. Jetzt tritt mit der Erschießung Bel Arbis, während der noch schwebenden Untersuchung, ein neuer noch schwererer Uebergriff seitens der Franzosen und eine direkte Verhöhnung des Deutschen Reiches hinzu. Die deutsche Regierung wird nunmehr mit allem Nachdruck ihr Ansehen wahren, wird volle Sühne und Genugtuung von der französischen Regierung fordern müssen.

Sächsische Eisenbahnpolitik.

Die Finanzdeputation A unsrer Zweiten Ständekammer legt soeben ihren ausführlichen Druckbericht über den Etat der Sächsischen Staatseisenbahnen vor. Dieser Bericht, der wiederum vom Abgeordneten Schieck erstattet worden ist, gibt, wie in den Vorjahren, eine Menge sehr bemerkenswerter Ausführungen und Zusammenstellungen in bezug auf die Entwickelung unsrer sächsischen Staatseisenbahnen.

Bei den letzten Vorlagen über Eisenbahnneubauten ist auch für Sachsen die Frage einer stärkeren Heranziehung der Anlieger, der unmittelbaren Nutznießer von Eisenbahnbauten zu deren Kosten angeschnitten worden. Der Deputationsbericht nimmt hieraus die Veranlassung, diese Frage ausführlich zu behandeln. In einem Schreiben der Kgl. Staatsregierung, das im Berichte abgedruckt wird, ist der Nachweis geführt, daß die andern eisenbahnbesitzenden deutschen Bundesstaaten die Anlieger zu den Kosten von Eisenbahnbauten schon längst erheblich mehr heranziehen, als dies Sachsen jetzt erst plant. In Sachsen sind sämtliche Nebenbahnen ausschließlich vom Staate gebaut und betrieben worden. Nur einige Kohlenbahnen und Industriebahnen machen eine Ausnahme. In Sachsen bringt daher der Staat nicht nur für die Baukosten, sondern auch fortlaufend für den Betriebsaufwand große Opfer für die Nebenbahnen. Erst kürzlich wurde ja festgestellt, daß nicht weniger als 37 sächsische Eisenbahnlinien nicht einmal ihren Betriebsaufwand decken können und zusammen jährlich fast 4 Millionen Mark Zuschuß erfordern. Diese Zuschußleistung des Staates kommt vorwiegend dem platten Lande zugute, und der größte Anteil davon entfällt auf die vorwiegend ländliche Kreishauptmannschaft Bautzen. Im vorliegenden Deputationsberichte wird dagegen betont, daß in Preußen nur diejenigen Nebenbahnen vom Staate ausgeführt und betrieben werden, die für den allgemeinen Verkehr des Landes von Bedeutung sind. Die Anlage der übrigen Nebenbahnen, namentlich soweit sie rein örtlichen Bedürfnissen dienen, bleibt in Preußen privaten Unternehmungen überlassen. Dort werden im Gegensatze zu Sachsen die Kleinbahnen vorwiegend auf Kosten der Kreise oder andrer Kommunalverbände gebaut und ihr Betrieb zum Teile von Privatfirmen geführt. Soweit aber Preußen den Bau von Nebenbahnen von Staats wegen übernimmt, fordert es unentgeltliche Ueberweisung des erforderlichen Grund und Bodens und vielfach noch bare Beiträge zu den Baukosten. Am Anlagekapitale der Kleinbahnen ist der preußische Staat nur mit 14,8 Prozent beteiligt, die Provinzen und Kreise dagegen mit rund 35 Prozent. Auch in Bayern kommen Bahnen von rein örtlicher Bedeutung nur dann durch den Staat zur Ausführung, wenn die beteiligten Kreise mindestens den erforderlichen Grund und Boden kostenfrei zur Verfügung stellen. Sachsen geht, wir gesagt, zu derartigen Grundsätzen erst jetzt zögernd über. Dadurch werden allerdings diejenigen Gegenden härter betroffen, die jetzt erst ihre Bahn bekommen sollen. Hätte man die jetzt als richtig erkannten Grundsätze namentlich schon bei den berühmten zahlreichen Eisenbahnbauten der beiden letzten Jahrzehnte angewendet, so wäre die Finanzlage Sachsens vor mancher Schwierigkeit bewahrt geblieben. Der Bericht sagt: Die Durchführung der neueren Grundsätze, die allerdings gegen diejenigen andrer Staaten als nicht hart bezeichnet werden müssen, rufe doch insofern Bedenken hervor, als sie, nachdem so viele un- oder schwachrentable Bahnen in Sachsen gebaut worden sind, bei denen man solche

Rund um den Kreuzturm.

Nachdenklich schreitet durch den linden Frühling der Herr Geheime Rat. Die Hände hat er scheinbar auf den Rücken gelegt; das schlechtsitzende blauschwarze Jackett schlenkert ihm um die langen dürren Beine, der Kopf ist zwischen den hochgezogenen Schultern fast versteckt; es scheint, als wenn der Herr Geheime Rat fortwährend die Achseln über etwas zuckte: über den Frühling im allgemeinen und den Flieder im besonderen, den Flieder, der so wunderbar berauschend duftet, so süß und lockend, als sei Frau Minne selber aus dem Venusberg entstiegen; über die beiden Amseln, die sich dort am Wege schnäbeln, und über zwei junge Menschenkinder, die auf einer Bank, vom Fliederbusche mild umschattet, verliebt das gleiche wie die Amseln tun. Kurzum, die ganze Welt ringsum, die sich so ganz und gar nicht korrekt, so unbureaukratisch wie nur möglich benimmt, scheint es dem Herrn Geheimrat angetan zu haben. Er hat aber auch ein Recht, so ärgerlich zu sein; denn kann er, der Geheime Rat, denn wissen, was aus dieser Ungebundenheit der Menschen wieder alles entstehen wird? Ob es mit all der unergründlichen Bureaukratenweisheit jemals gelingen wird, diese närrischen Menschenkinder zu einem vernünftigen Schema zu erziehen? Immer wieder tun sie etwas, worauf man vorher nicht gerechnet hat; und am unberechenbarsten sind sie im Frühling, im Monat Mai, wenn der Flieder blüht und die Finken singen und die kleinen Mädchen in Kleidern weiß wie unschuldsvoller Blütenschnee durch diese Welt voll Wunder hüpfen. Da geschehen Dinge!

Der Herr Geheime Rat schüttelte nachdenklich das Haupt und ging mit ernsthaften, langen Schritten weiter; den Oberkörper hatte er etwas nach vorn geneigt, wie es bei Leuten ganz natürlich ist, auf denen lastend schwer die Sorge ruht, daß diese Welt auch nicht aus ihrem Gleise gehe. Selbst nicht in dem Frühling so voll Duft und Licht und Fröhlichkeit, wie es der heurige seit dieser Woche ist.

Als ich den Herrn Geheimen Rat mit dem gebührenden Respekt grüßte, sah er mich prüfend mit den kleinen Aeuglein an, als wüßte er nicht gleich, in welches Fach der Hofrangordnung er mich stecken solle. Dann dankte er herablassend mit gemessenem Neigen seines Hauptes. Ich nutzte die Gelegenheit und fragte ihn bescheiden nach seiner Meinung über die politischen Tagesfragen. Als ich dabei auch auf das Wahlrecht kam, und fragte, was wohl noch daraus werden würde, da sah er mich mit einem unbeschreiblich komischen Blicke an, so etwa, als wenn er über eine Brille, die er gar nicht trug, hinwegsähe; darauf schüttelte er langsam wie wiegend seinen Kopf, hob dann bedächtig und würdevoll das eine Bein und kratzte sich damit nachdenklich auf dem Rücken — —

Verzeihung, tausendmal Verzeihung, meine Damen, ich weiß schon alles, was Sie sagen wollen: „Nein, das ist doch zu stark, das lassen wir uns denn doch nicht weismachen: Ein Herr Geheimrat, der sich mit dem Fuße auf dem Rücken kratzt, das ist ja —!!"

Nur einen Augenblick Geduld, meine Damen, nur einen Augenblick, und mein Ruf als streng wahrheitsliebender Erzähler, den ich leichtsinnig aufs Spiel gesetzt, ist hoffentlich wieder gerettet.

Denn wie ich so im Anfang meiner Plauderei durch diese Frühlingsherrlichkeit gewandert bin, in der die schönsten Damen um die Wette mit den holden Kindern Floras blühen — im wahrsten Sinne des Wortes blühen, unter Hüten, die wahre Blumengärten sind — wie ich also in andächtiges Schauen ganz versunken durch den Großen Garten meines Weges wanderte, da hab' ich ganz vergessen zu erzählen, wo ich schließlich hingeraten bin: in den Zoologischen Garten nämlich! Und weiter habe ich wohl ebenfalls vergessen zu berichten, wer der Geheime Rat, mein alter Freund und Gönner, ist?

Dann sei's in aller Eile nachgeholt! Es ist der Marabu, der närrische Vogel, der mit lächerlichem Ernst dort auf der Wiese der Stelzvögel herumspaziert und dem der Volksmund seit undenklichen Zeiten schon das Prädikat „Geheimer Rat" verliehen hat, weil er einem vertrockneten Bureaukraten in Haltung und Benehmen geradezu verblüffend gleicht.

Die aufgeweckte Trude, der kleine niedliche sechsjährige Balg, der dort mit der Mama am Gitter der Vogelwiese steht, hat das auch gleich heraus.

„Sieh' mal, Mama", ruft sie aus, „den ulkigen Vogel dort, sieht er nicht ganz aus wie der Onkel Präsident?" Die Mama ist scheinbar entrüstet und verweist der Kleinen streng so unziemlichen Vergleich. Um ihre Mundwinkel aber zuckt verstohlen ein leises Lächeln; denn sie sieht es wohl: die Kleine hat so unrecht nicht — —

Doch, da sind wir also mit einem Male mitten im Zoologischen Garten und wollen uns nun auch gleich ein wenig darin umsehen.

Ich will es nur gestehen, ich habe Ihnen, meine schönen Leserinnen, nicht ohne Absicht zuerst den Herrn „Geheimen Rat" vorgestellt, den Marabu, der mein besonderer Liebling ist. Denn gar so ein vertrockneter Bureaukrat, als der er ausschaut, ist er nicht; er ist im Gegenteil ein Humorist, wenn auch einer von der trockenen Art. Aber darum ist er nicht weniger amüsant. Und das ist auch der Grund, weshalb ich so gern in unsern Zoologischen Garten gehe: weil sich in all den wunderlichen Tiergestalten im Grunde unser eigenes Bild und Wesen närrisch spiegelt. Das haben Sie, meine verehrten Damen, sicherlich schon selbst erfahren. Oder haben Sie niemals, ganz im Innersten Ihres verschwiegenen Herzens selbstverständlich, ausgerufen: „Gott, wie die Giraffe dort mit ihrem langen Halse dem Fräulein v. X. gleicht, der alten Jungfer, die immer so preziös und zimperlich tut!"

Hat Karlchen, Ihr vorwitziger Neffe, niemals beim Anblick der biederen Bisons mit dem langen braunen Zottelbarte ausgerufen: „Der ganze Onkel Franz!"? Wobei ich selbstverständlich annehme, daß Onkel Franz weder einen Höcker hat, wie der brave Bison, noch auch solche respektablen Hörner.

Wie oft bin ich dem braven Bison nicht im Leben schon begegnet, obwohl er seine Heimat doch eigentlich in den Prärien Nordamerikas hat, von wo mit der letzten Rothaut auch bald der letzte Bison in die himmlischen Jagdgründe zum großen Gotte Manitu hinüberwechseln wird. Mehr oder weniger finden sich diese Aehnlichkeiten mit dem Menschen übrigens bei allen höher entwickelten Tieren — von unserm treuen Hausfreunde, dem Hunde, an, bei dem wir sie tagtäglich beobachten können, bis zu der schnauzbärtigen Robbe, die sich am Meeresstrande wälzt. Wer hätte nicht solch einen schnurrbärtigen braven, alten Seehund am Biertische schon getroffen?

Der Seehund ist uns gewissermaßen zum Sinnbild der Gutmütigkeit geworden, und wenn er, wie dies meist der Fall ist, sich träge am Strande sonnt, trifft diese Charakteristik auch zu. Aber wie oft gerade der gutmütigste Mensch im Zorne zu einem wahren Berserker wird, so auch der brave Seehund bei seinen Kämpfen um die teure bessere Hälfte, wenn die Männchen einander blutige Schlachten liefern, um die besten, sonnigsten Plätze für ihr Liebesspiel und die Aufzucht des Nachwuchses zu gewinnen.

Die meisten Freunde unter den Bewohnern des Zoologischen Gartens haben nächst Meister Braun, dem Bären, und dem Elefanten wohl die Affen. Sie sind possierlich im höchsten Grade, ohne Zweifel, oft geradezu unheimlich in ihrer jeder Seele baren Menschenähnlichkeit. Ich selbst muß allerdings gestehen, ich finde dieses keifende heimtückische Geschlecht, seit man es zu unsern Ahnen erhoben hat, ein wenig kompromittierend. Ich würde mir andre Ahnen im Tierreiche aussuchen, falls ich darüber zu bestimmen hätte. Es gibt ohne Zweifel eine ganze Reihe Tiere, deren Anac viel mehr Menschenähnlichkeit verrät, als das der Affen. Wer allerdings jemals einen Affen sterben sah, der wird auch hier ergriffen die tief geheimnisvolle letzte Aehnlichkeit aller Lebensregungen empfunden haben.

Doch da sind wir schon weit genug gekommen auf unserm Maispaziergange. Von dem sonnigen Lande des Vater Nil, an dessen Strande der Marabu herumspaziert, bis an die Küsten des Eismeeres, an denen sich der Seehund sonnt, und wieder zurück ins heiße Afrika, in den Urwald, wo die Affen wild durcheinander lärmen. Im Zoologischen Garten macht man alle diese Reisen gratis; man braucht weder einen Kreditbrief der Dresdner Bank dazu, noch Stangen oder Cook als Führer. Die einzige Bedingung ist nur, daß man über die nötige Phantasie verfügt. Und darin sind unsre lieben Kleinen zweifellos am glücklichsten; denn in dem Kindheitsalter ist die Phantasie ja so rege wie vielleicht nie wieder nachher.

Vor dem Tigerkäfig versetzt sie sich in die wilden Dschungeln Indiens, wie sie Rudyard Kipling uns so wundervoll geschildert hat; wo jeder Grashalm in der Wildnis voll geheimnisvollen Lebens ist, die Tiere ihre eigenen Gesetze haben und in ihren Ratsversammlungen viel klügere und viel kürzere Reden halten, als in ihren Landtagen die Menschen. Wo Bagheera, der starke, schwarze Panther, so treu und tapfer über seinen Schützling, das kleine Menschenjunge, wacht, wie nur ein wirklich braver, treuer Mensch es mag, so einer mit bärenstarken Armen und mit hellen Augen, die die Fenster eines guten Herzens sind. In die wilden Dschungeln, wo Kaa, die unheimliche Pythonschlange, die eitlen hinterlistigen Affen mit ihrem Blicke bannt, bis sie sie alle aufgefressen hat, und wo die flinke, scharfäugige Gabelweihe dem Volk der Wildnis Telegraph und Telephon vertritt. Hier wieder hören wir den wilden Tanz der Elefanten dröhnen, wie sie mit ihrer ungeheuren Kraft das stärkste Dickicht niedertreten, um dann, gebändigt, im Dienste der Menschheit riesige Lasten, Baumstämme, viele Zentner schwer, von einem Ort zum andern zu bewegen. Seht euch den braven Dickhäuter nur an, wie er mit seinen kleinen Augen unaufhörlich späht und blinzelt, und ihr werdet den Eingeborenen Indiens glauben, wenn sie den Elefanten voll Respekt das weiseste Tier der Wildnis nennen.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-1908052402/1